

Die Unverbesserliche.

Stimme aus der Seele einer Frau. Von Käthe Lubowsky.

Als vor sechs Jahren der praktische Arzt Doktor Karl Wirball in alter Form die Erlaubnis erhielt, sich für Lilli Blümers Verlobten zu halten, sagte ihm die gerührte Schwiegermutter neben vielem andern: „Ihr werdet sehr bald heiraten, denn Lilli ist durchaus praktisch und sparsam.“

Damals hatte dem Glücklichen diese Botschaft wie Engelsmusik geklungen. Seine Praxis war zeitweilig aber wenig einträglich. Die zahlreichen Grubenarbeiter weitersten in der Sparsamkeit mit seiner besten Braut. Also hätte er — ohne diesen Trost — noch gar nicht an das Bauen des eigenen Nestes denken können.

Erst viel später kam ihm der lebhafte Wunsch, daß seine Frau ein wenig leichtlebiger — großzügiger sein möchte. Sie füllte ihren Tag mit dem Zusammenrechnen langer Spalten Zahlen aus und konnte stundenlang mit dem kleinen Dienstmädchen über einen fehlenden Pfennig beraten. Freilich, in den Wittermonaten war ihm dies noch nicht zum Bewußtsein gekommen. Damals kauften sie noch in feiner Jungesellenlaufe und schmiedeten gemeinsame Pläne, wohnen sie demnächst ihr Heim verlegen sollten. Eine reizende Villa mit Vorgarten war in Aussicht genommen. Als Frau Lilli jedoch ihren Preis hörte, mißte sie kurzentschieden ein altes Häuschen, dessen Geschichte sich mit seinen Rissen in das alte Gemäuer gezeichnet hatte.

Das Städtchen, in dem sie lebten, war nämlich von reichen Kohlen- und Kupfergruben umgeben. Zuweilen liefen die Reichthümer auch unter den Straßen hindurch, welche die Behausungen der Menschen trugen. Dann kam wohl eine leise Entung vor. Die Fenster zogen schiefe Gesichter. Die Balkenlage neigte sich deoat. Diese Demuth war auch über das Haus gekommen, in dem Doktor Wirballs wirklich einzuogen. Der Doktor raste zuerit. Aber schließlich gab er sich drein. Es hatte sich ja auch in der That jahrelang keine Erschütterung bemerkbar gemacht. Die Zimmerdecken waren mit eleganter Holztafelung versehen. Die Fenster, so gut es gehen wollte, gerichtet. Frau Lilli trug alles zusammen, was ein Haus traug und gemüthlich macht. Es gab ein rothes, grünes und blaues Zimmer. Am schönsten war entschieden das „blaue“. Trodem des Doktors Schreißlich darin stand, durfte es wenig benutzt werden. Der Herd für seine nöthigen schriftlichen Arbeiten war in dem Stubiz- und Besantenzimmer hergerichtet. Er bestand aus einem früheren Küchentisch, den Frau Lilli kunstvoll mit grünem Wachstuch benagelt und rostbraun gebeizt hatte. Das Zimmer zeigte keine einheitliche Farbverteilung. Alles, was absolut nicht in die anderen Räume hineinpassen wollte, war hier aufbewahrt. Da gab es Hochzeitgeschenke in Gestalt von Sofaissen und Dedeln, zu denen die Wollreste eines Jahrhunderts zusammengespart erschienen, gebrannte Zeitungsmappen mit auf gemalten Feuerlöschern und eine Menge alter Möbel aus dem Elternhaus. Doktor Wirball nannte es darum kurzweg das Stieglizimmer.

Es muthete ihn ebenso abfchredend an, wie ihn das blaue Zimmer entzückte. Dort stand nämlich, seinem richtigen Schreißlich gegenüber, ein lichtblauer Divan, auf dem — in der ersten Zeit der Ehe — zuweilen sein Frauenchen geruht hatte. In solchen Augenblicken füllte er sich einer ungeahnten Begeisterung fähig. Ihr reiches Blondhaar hob sich wirkungsvoll ab. Das weiße Kell, mit dem er sie einhüllte, schmeigte sich wie das Gewand eines Engels um sie. Kurz, er gemann das Haus lieb um dieses Zimmers halber.

Seitdem aber im Doktorheim ein Junge schrie, wurde das Zimmer geschlossen gehalten. Frau Lilli wollte, wie die anderen Damen, ihr „gutes Zimmer“ haben.

Der junge Arzt lebte sehr energisch den Herrn heraus. Es gab aber einen Krampf bei Frau Lilli und tagelanges Brüllen des Stammhalters. Die Thür aber blieb nach weiterhin verschlossen.

Immer häufiger feuigte der entzückte Ehemann unter der zunehmenden Sparsamkeit seines Weibchens. Immer heißer und ängstlicher schaute er sich nach irgend einer Rettung oder Mithilfe um.

Eines Tages war er seit dem ersten Morgengrauen unterwegs. Das Mittagessen schmorte seit vielen Stunden im Ofen. Bubi schlief mit gehaltenen Füßchen den Schlaf des noch von feiner Sparsamkeit Angekränkelten. Frau Lilli nahm, nach kurzem Zaudern, den ältesten Mantel, schürfte dem kleinen Dienstmädchen erhöhte Achtsamkeit um Bubi ein und machte sich auf den Weg, um einen billigen Ausverkauf heimzusuchen. Das währte natürlich viel länger, als sie ausgerechnet hatte. Gegen acht Uhr Abends, überladen mit Paketen, kam sie endlich zurück.

Sobald sie die Hausthür öffnete, schwebte eine Wolke Staub auf sie zu. Sie wurde blaß vor Schreck. Sie suchte die Klingel — im Schlaf hätte sie sie sonst gefunden — und suchte umsonst. Endlich kam — auf ihr aufgereagtes Klopfen, an allen Gliedern zitternd, das kleine Dienstmädchen zum Vorschein.

„Wo ist das Kind, Lene?“ schrie die gedrückte Mutter heraus. „Et schläft, Frau Doktor!“ „Gott sein Don!“ Schnell, rebe, was ist hier geschehen?“

Es währte lange, ehe die Verängstigte erzählen konnte. Vor einer Stunde sei der Herr in das Stieglizimmer gegangen und kaum zehn Minuten später wäre ein Krachen und Stauben losgegangen. Ganze Wollen Staub lagen auf dem Flur. Frau Doktor wisse doch Bescheid, die Thür im Stieglizimmer habe die breiten Rihen.

Frau Lilli war einer Ohnmacht nahe. „Und mein Mann — kam — seitdem nicht heraus?“ Das Mädchen schüttelte den Kopf. Da stürzte Frau Lilli in die Unglücksstube. Ihre Arie wankten. Mit wimmernder Stimme schrie sie seinen Namen. Schrie umsonst. Die Holztür war, von dem bröckelnden Kall überlastet, niedergebrosen. Alle Möbelfstücke erschienen verschüttet.

„Sole die Polizei!“ sagte sie matt, wir müssen ihn retten.“ Das Mädchen war froh, aus dem unheimlichen Hause fortzukönnen. Frau Lilli sah sich verzweifelt nach allen Seiten um. Sie fühlte ihre Sinne schwinden. In dem blauen Zimmer wußte sie eine Flasche köstliches Wasser. Dorthin taumelte sie jetzt. Quälende Vorwürfe zwangen sie zu Boden. Wenn sie ihrem Manne erlaubt hätte, hier zu sitzen, wie er es so gern wollte, ach, dann wäre das alles nicht geschehen! Blöthlich hästeten ihre verweinten Augen starr auf der zartblauen Sammetdecke des Kubettes. Sie stürzte hin und warf sich mit beiden Armen über einen dunklen Punkt, der eigenthümlich schnarrende Töne von sich gab. Es war ihr Gatte, der, müde von der langen Arbeit, hier der Ruhe pflegte. Sie hing an seinem Halse und erstickte ihn fast mit ihren Küssen, zog ihn dann empor und zerrie ihn in das vermistete Stieglizimmer. Langsam begriff er. Er war also im letzten Augenblick einer nicht zu unterschätzenden Gefahr entronnen. Als er sie endlich ein wenig beruhigt hatte, mußte er an einen Fall in seiner Praxis denken. Eine Patientin hatte nämlich durch ein graufiges Ereigniß die Sprache verloren.

„Sprich ein Wort, mein Liebes“, bat er beweglich. „Sieh, es ist ja alles gnädig abgegangen. Was ist denn an der dummen Stube gelegen? Sie war ohnehin unerträglich. Zudem glaube ich sogar, die Bergwerksgesellschaft erlebt uns allen Schaden.“ Dies fügte er hinzu, obgleich er sicher war, ihre übertriebene Sparsamkeit sei nun für alle Zeit geheilt. Nach dieser jäh aufflammenden Hoffnung fand sie selten schnell die Sprache wieder. Er neigte das Ohr zu ihr, um ihr Klüßtern, das sicher ein heiliges Gelächter brachte, zu verstehen. Noch nicht mit der alten schönen Energie, aber doch völlig verständlich erklärte er: „Du bist doch in dem blauen Zimmer gewesen, und du solltest doch nicht!“

Der Verfasser.

In einer mächtig großen Stadt lebte ein guter und gerechter Antiquarier. Der hatte es sich zum Grundzatz gemacht, die streitenden Parteien, wenn irgend möglich, zu veröhnen. Um diesen Zweck auch sicher zu erreichen, benutzte er folgendes Mittel. Er ließ in dem Verhandlungszimmer den Ofen heizen, bis er rothglühend war. Dann stellte er die streitenden Parteien ganz in die Nähe des Ofens und redete so lange auf sie ein, bis sie sich verglichen, was in der Regel schon nach wenigen Minuten der Fall war. Einmal aber bei einer Verhandlung wollte das dem Richter absolut nicht glücken. Nachdem er erhebliche Zeit auf den Kläger eingeredet hatte, sagte dieser in aller Gemüthruhe: „Herr Antiquarier, geben Sie sich nur keine Mühe, ich war nämlich Heizer beim Norddeutschen Lloyd.“

Majestät, der Schnee will gehen!

Während der Regierungszeit des alten Fritz hielt einmal der Winter über alles Erwarten lange an, und der alte König war darob nicht wenig ärgerlich. Oftmals gab er seinem Unwillen darüber durch lautes Schimpfen Ausdruck. Diese Gewohnheit benutzte nun ein Soldat, der den Familiennamen „Schnee“ trug, um sich vom Militärdienst frei zu machen.

Er ging eines Tages dem König, der sich den lebenden Truppen näherte, entgegen und sagte: „Majestät, der Schnee will gehen!“ Der König erwiderte ganz kurz: „Mag er sich zum Teufel scheeren!“ Der Soldat trat noch an demselben Tage seine Heimreise an, und erst später wurde der alte Fritz über die wunderbare Entlassung aufgeklärt. Die Geschichte erzögte ihn dann aber doch derartig, daß der Soldat seine Freiheit behielt.

Der kürzeste Weg.

Sie: „Wollen wir unsere Verlobung unseren Freunden telegraphiren oder telephoniren?“ Er: „Sagen wir es doch deiner Freundin Gili, da wird es am schnellsten bekannt.“

Sie kennt das.

Gnädige: „Sagen Sie mal, Minna, Sie waren doch bei Assessor Meyer in Dienst, wie macht denn die Frau Assessor das, daß ihr Mann jetzt nicht mehr so häufig ausgeht, wie meinet?“ Minna: „Ja, die Frau Assessor hat halt 's Kochen und 's Klavierspielen aufgegeben.“

Rosen.

Von Guy de Texarmond.

Herr de Morvandes war ein Original. Er hatte immer abseits der Gesellschaft gelebt, sich gar nicht oder wenig um ihre Angelegenheiten getümmert und selbst die wichtigsten Tagesereignisse mit philosophischer Ruhe, der sich auch etwas Hochmuth und Steptizismus beigeleite, an sich vorbeiziehen lassen.

Reich, ohne Familie, hochgebildet, konnte er kein anderes Geseß, als seine Laune und hatte seine vollständige Unabhängigkeit zur Grundlage seiner Existenz gemacht.

„Warum heirathen Sie nicht?“ hatte ihn einmal ein Freund gefragt. „Mit Ihrem Namen, Ihrem Vermögen könnten Sie die glänzendsten Partien machen.“

„Sie haben recht“, hatte der Baron mit seiner unerschütterlichen Ruhe geantwortet, „an diese Möglichkeit habe ich noch nicht gedacht.“

„Sehen Sie sich vor, daß es eines Tages nicht zu spät wird...“

„Möglich... Sie haben recht, ich muß mir die Sache einmal überlegen.“ Aber die Jahre vergingen, das Haar des Barons bleichte und er war immer noch Junggeselle. Und mit dem zunehmenden Alter schien seine Menschenscheu noch zu wachsen. Er hatte Paris verlassen und sich ein kleines Gut in der Bretagne, dicht bei Dinard, gekauft, und dort, wo selbst im Herbst die milden Frühlingslüfte wehen, ließ er seine Tage inmitten seiner Bücher, seiner Pferde und seiner Hunde in egoistischer Beschaulichkeit dahin. Von der Villa, die hoch auf einem Hügel sich erhob, jagen sich herab bis an die Ufer des Flusses die wunderbarsten Blumenbeete, als deren Abschluß ein immer blühender Rosenhain die größte Attraktion der ganzen Umgegend war und mit Vorliebe mit allen Begabten als Ausflugsort benutzt wurde. Eine sehr feinsinnige Aufmerksamkeit des Barons gegenüber den Besuchern seiner Anlagen hatte nicht wenig dazu beigetragen, den Nimbus des Ausergewöhnlichen und Geheimnißvollen um die menschenscheue Person des Besitzers aller dieser Herrlichkeiten zu erhöhen. Mitten unter all den blühenden Rosensträuchern erhob sich eine Tafel, auf der zu lesen war:

„Der schöne Frau hat das Recht, eine Rose zu pflücken!“ Und nicht eine ging vorüber. Jede blieb stehen, las die Ankündigung und brach sofort eine Blüthe, allerdings nicht, ohne mit einem schnellen Blick die Farbennummern ausgewählt zu haben, die ihrem Teint am besten paßten. An ein Fenster gelehnt, jedoch hinter einem Tüllvorhang, der erlaubte zu sehen, ohne bemerkt zu werden, amüßte sich der Baron manchen Tag an dem sich immer wiederholenden Schauspiel weiblicher Koterie. Und das sonderbarste war, daß nicht eine der Frauen, die den Rosenhain aufsuchten, auch nur einen Augenblick äogerte, der lebenswichtigen Einladung Folge zu leisten.

Bei allen war es dieselbe instinktive Bewegung, wie gegen einen Spiegel, der ihnen bezeugen sollte, daß sie schön seien, schön trotz Alters, trotz der Natur, die nicht immer verschönerndisch mit ihren Reizen umgegangen war — schön, wie sie gewesen waren oder sein wollten, schön wie diese Rose, die sich von ihnen widerstandslos pflücken ließ.

Aber eines Tages ließ den Baron seine Menschenkenntnis im Stich. Es war Anfang Juli. Die Wadefaison näherte sich ihrem Höhepunkte, und täglich ergoß sich ein Strom von Besuchern über die in herrlichster Blüthe stehenden Anlagen. Zum ersten Mal, seit er seinen abseits Beobachtungsposten eingerichtet hatte, schritt eine Frau, deren Gestalt schlank und elegant schien, an den Rosen vorüber, ohne sie zu beachten, und ließ sich einige Schritte weiter auf einer Bank nieder. Herr de Morvandes war auf das Höchste erkaunt. Waren die Füge, die der weite Hut verbergte, wirklich so hübsch, daß sie es wußte?

Er empfand sofort das Ungehörige der Anstalt, und als Gentleman wollte er die Beleidigung, die er unwillkürlich der Unbekannten zugefügt hatte, rückgängig machen.

Verfunden in den Anblick der untergehenden Sonne hörte sie nicht seine Schritte, und Herr de Morvandes konnte sie ungehört betrachten. Sie war blendend schön. Goldblonde Locken umrahmten ein reines Gesicht, feingehauchtes Gesicht. Der leichte Schatten des weichen, nur mit blauem Band garnirten Charlotte-Hutes gab ihrem Teint einen Glanz von unberrührter Frische, und von ihrer ganzen Erscheinung ging ein unbeschreiblicher Hauch von Jugend und Anmuth aus. Auf das angenehme überascht näherte sich Herr de Morvandes, um sie nicht zu erschrecken.

„Sollten Sie, gnädiges Fräulein, nicht die Aufschrift an jener Tafel gelesen haben?“ Das junge Mädchen, aus seinen Gedanken gerissen, sprang erröthend in die Höhe, und wollte sich entfernen, ohne dem ungebetenen Frager eine Antwort zu geben, als der Baron sich respektvoll verbeugte:

„Verzeihung, meine Gnädigste, daß ich Sie so ohne weiteres anspreche, aber ich bin der Besitzer dieser Anlagen, Baron Morvandes — Sie werden meinen Namen vielleicht schon gehört haben?“

„Allo, Jda, ich erfülle dir nun auch diesen Wunsch — wir reisen nach Venedig! Dafür verlange ich aber auch nach unserer Rückkehr einmal in der Woche den Hauschlüssel!“

„Herzensmann, den kannst du doch alle Tage haben, wenn du ihn mir nur Abends um 9 Uhr wiedergibst!“

Er weiß es. A.: „Warum ist denn das Brautpaar so still?“ B.: (verheiratet): „Das ist die Stille vor dem Sturm!“

augenscheinlich das Mißtrauen des jungen Mädchens, und es wandte sich zu ihm zurück.

„D, in diesem Falle muß ich Sie um Entschuldigung bitten, mein Herr, daß ich den Anfein erweckte, als gefielen mir ihre Rosen nicht, während ich sie gerade im Gegentheil entzückend finde.“

„Nun, warum haben Sie sie denn nicht gepflückt? Ihnen ist es doch erlaubt!“, fügte er lachend hinzu.

Sie lenkte die Augen und gestand ganz offenherzig: „Ich habe es nicht gewagt...“

Das Eis war gebrochen und wie alte Freunde plauderten sie zusammen. Nach und nach erzählte sie, daß sie auf drei Wochen zum Besuch einer alten Dame nach Dinard gekommen wäre. Ihr Vater war gestorben, als sie noch ganz jung war, und hatte ihrer Mutter nur ein sehr bescheidenes Vermögen, das kaum zur Befreiung der nothwendigsten Bedürfnisse reichte, hinterlassen. Was konnte ihr die Zukunft bringen? Das Schicksal eines jungen armen Mädchens ist nicht beneidenswert. Ein erster Bewerber zeigte sich nicht, da man wußte, daß sie mittellos war; und zu stolz, um nur als Spielzeug zu dienen, lebte sie einsam und vergessen. Sie erzählte das alles traurig und resignt, aber doch glücklich, einen Vertrauten gefunden zu haben, der ihr mit Interesse zuzuhören schien, und dem sie nun um so eher ihre Seele öffnen konnte, als sie ihn wohl niemals wiedersehen würde. Und doch, trotz der hochmüthigen Gleichgültigkeit, mit dem sie dieses Thema besprach, lag in ihrem Ton die scheidt verhehlte Sehnsucht nach dem Gatten, nach dem eigenen Heim, das sie mit ihrer lächelnden Anmuth geschmückt hätte. Herr de Morvandes verstand jetzt den Grund, weshalb sie die Rose nicht gepflückt hatte. Was nicht ihre Schönheit, die ihr nur Enttäuschung und Leiden gebracht hatte.

„Wie die Zeit beim Plaudern vergeht!“ Das junge Mädchen stand auf. „Ich werde mich verabschieden, und meine Tante wird besorgt sein. Ich muß sie jetzt verlassen, mein Herr...“

„Ich weiß jetzt auch, meine Gnädigste, warum Sie die Rose nicht pflücken wollten.“ Der Baron veruckte, einen scherzenden Ton anzunehmen, aber nichtsdestoweniger durchzitterte eine tiefe Bewegung seine Stimme. „Der ganze Rosenhain müßte zu Ihren Füßen liegen.“

Und als sie lächelnd protestirte und ihm drohte, böse zu sein, wenn er fode Komplimente machte, fügte er hinzu: „Aber Sie gestatten mir wenigstens, daß der Gärtner Ihrer Tante morgen einen Strauß Rosen bringt...“

Sie reichte ihm dankend die Hand und er blickte ihr nach, bis sie hinter einer Biegung des Weges verschwunden war. Dann blieb er noch lange nachdenklich vor seinen Rosen stehen. Er fand in jeder etwas von der entzückenden Unbekannten wieder: die rosafarbenen hatten den durchsichtigen Sammet ihres Teints, die rothen den Purpur ihrer Lippen, und die Beerroten erinnerten an das blasse Gold ihres Haars. Langsam war die Nacht hereingebrochen; der Rosenhain kühlte sich in einen grauen Nebel, der alle Farben nach und nach verwischtete.

Er lebte nachdenklich und mißgestimmt in sein Heim zurück, und zum ersten Male fragte er sich ängstlich, ob er nicht unrecht gehabt hätte, das Glück im Egoismus und in der Einsamkeit zu suchen, und ob es nicht viel leichter wäre, als er geglaubt hatte, glücklich zu sein.

Mechanisch betrachtete er in dem Spiegel seine armen Haare und die Falten, die vierzig Jahre ihm unbarmherzig in's Gesicht gezeichnet hatten, und ängstlich wiederholte er, was ihm einst der Freund gesagt: Daß es nur eines Tages nicht zu spät ist!

Aber am nächsten Morgen ließ er einen großen Strauß der schönsten Rosen binden und brachte sie selbst dem jungen Mädchen.

Jür's tägliche Leben.

Uebertreibe nie, damit du keine Zweifel an deine Glaubwürdigkeit herodorrufft. Es giebt Leute, denen es fast zur zweiten Natur geworden ist, jede Angelegenheit, auch wenn sie von gar keiner Bedeutung weiter ist, aufzublößen, auszuschnüden, kurz — zu übertreiben. Daß damit der Lüge, wenn auch unbewußt, Vorschub geleistet und namentlich Kindern ein sehr schlechtes Beispiel gegeben wird, bedenken sie nicht. Die Uebertreibung ist und bleibt immer unföhen, in welcher Gestalt sie auch einhergehen mag, ob in Wort oder Schrift. Sie erweist in jedem ruhig und sachlich denkenden Menschen stets Zweifel und sollte deshalb vermieden werden. Kann man eine Sache mit Ueberzeugung vertreten, so braucht man nicht zu übertreiben.

Nachgiebig.

„Allo, Jda, ich erfülle dir nun auch diesen Wunsch — wir reisen nach Venedig! Dafür verlange ich aber auch nach unserer Rückkehr einmal in der Woche den Hauschlüssel!“

A.: „Warum ist denn das Brautpaar so still?“ B.: (verheiratet): „Das ist die Stille vor dem Sturm!“

Auf Umwegen.

Humoreske von Hermann Heiberger.

Ich bin ein Fröhlichsteher. Wenn die Sonne noch kaum ihre großen Portale aufgestoßen hat, um über der sehnsüchtig nach solcher Wärme verlangenden Welt ihre goldigen Feuerströme sprühen zu lassen, werfe ich schon einen Blick hinaus, schaue zum Himmel empor, werde ein Wetterprophet und beobachte, was sich auf der Gasse regt.

Es ist ein unbeschreiblich herrliches Gefühl, vom fern dem geräuschvollen Marktgeföh der Welt zu sein, sich von der Naturstille equand zu lassen, noch nicht der unabwieslichen Pflichten gefügiger Diener zu sein.

Ich wandle durch den Garten. Durch den Thau feucht versilbert, leuchten die Gräser, die belaubten Bäume, Alles schaut mich so träumerisch, im glückseligen Einklang mit sich und der Umgebung an.

Während ich den frischen Athem, der dem Erdreich und dem smaragdnen Rasen einströmt, aufsaugt, geräth mein Inneres in einen sanften Taumel des Wohlbehagens. Alles, was meinen Gedanken und Ueberlegungen widersteht, ertheile ich keine Audienz. Ich habe mich in Morgenluft und in himmlischer Ruhe, durch die mein Körper und mein Geist für das Kommende gekühlt werden.

Aber freilich! Die Ruhe ist mir eine Zeitlang einmal sehr unheißig gestört worden.

Mir gegenüber wohnt ein Handwerker, der ein schmuckvolles, aber veraltetes Rebegäude gehört auf dem Hofe dazu, die praktischen Zwecken dienen. Auch ein Hühnerstall mit modernem Volt ist dort, und nicht hinten spaziert der Hahn — seinen bunten Hofstaat hinter sich — auf die Gasse. Immer giebt's etwas zum Aufpassen.

In jenen Sommertagen hatte mein Nachbar einen jungen Hahn angeschafft. Und dieses vermaldeute Vieh — ich lege ihm, sonst ein großer Thierfreund und nachsichtig selbst gegen Spinnen und Fliegen, diese Bezeichnung bei — übte sich in der Morgenfrühe eine volle Stunde — was sage ich — hundenlang — im Krähen. Es war um aus der Haut zu fahren. Er lernte das Krähen nicht, und zudem litt er offenbar an einer Rehlbräune. So waren es denn jedesmal nur heisere, alle feineren Sinne bis zur äußersten Unerträglichkeit beleidigende, die Luft erfüllende Krächzlaute.

Auch des Hauptbahns Unterrichts blieb ohne jede Wirkung! Anfangs habe auch ich ihm ein literari entaengeschmettert, ein volles, kräftiges, reines Kiteriki. Wer mich tennt, weiß, daß ich wie der beste Hahn krähen kann.

Aber o weh! Immer hatte dieses Beispiel nur die Wirkung, daß der Schreier noch ausgiebiger schrillte. Ein trankhafter Idiot unter den Köhnen der Welt!

Wiederholt überlegte ich, ob ich nicht mit den Nachbarleuten drüben in Verbindung legen, sie bitten sollte, dem Thier den Garaus zu machen, oder Thier das Federvieh, selbst gegen höchsten Preis, zu verkaufen. Aber stets scheiterte mein Entschluß an der Erwägung, daß man ausnahmslos fehlt geht, wenn man Besitzern von Kindern und Thieren Vorstellungen über deren Fehler und Schwächen macht. Meistens ist eine persönliche Vermittlung die Folge.

Ich aber verfolgte den Grundzatz: Halte in erster Linie Frieden mit Deinen Mitmenschen. Du hast genug mit dem Unfrieden der Dinge um Dich und dem in Deiner eigenen Brust zu kämpfen.

Aber ein anderes Mittel gab es: „Mord!“ Ich konnte, wenn drüben alles noch schlief, das Vieh fassen und es an einem verdeckten Ort zu seinen Vorvätern verpackeln.

Aber freilich. Schon bei dem bloßen Gedanken zitterte mein Gebein. — Ich kann nicht einmal ein Käselein tödten! Massenmord, wie er auf den Schlachtfeldern kriegsführender Nationen geführt wird, erfüllt mich mit tiefstem Abscheu.

Was blieb also übrig! Alle meine alten Ideen ließ ich in meinem Gehirn antreten und Parade machen, und prüfte sie sorgfältig. Die Ausführung aller aber mußte ich verwerten.

Erst zuletzt kam mir ein wundervoller Gedanke. Ich sah mir ein Herz und sprach eines Vormittags die Nachbarin, die das Oberkommando über die Hühner und Hähne hat, an.

„Ja, fragte, ob sie wohl einen reizvoll singenden Kanarienvogel kaufen wollte. Er sei billigst zu erziehen. Er töste fast nichts. Gewiß! Sie war dankend einverstanden! Und dann sagte ich, wie plötzlich von diesem Gedanken ergriffen: „Vielleicht machen wir es so! Ich möchte gern einen ganz jungen Hahn haben. Können wir vielleicht tauschen?“

Welche sonderbare Idee das war! Ich wollte den Hahn krähen lehren! Das gleichble! Ich schickte ihr umgehend einen gepressteten Kanarienvogel hinüber, der herrlich singen konnte, und erhielt dagegen den zappelnden und bei der Uebergabe entsetzliche Töne von sich gebenden Schreier.

Aber so viel kann ich berichten: Es währte nur wenige Minuten! Da! ritisch, raitisch hatte die Köchin seinem Leben ein Ende gemacht, bereits am folgenden Mittag brachte sie ihn auf die Tafel.

Er schmecte ganz ausgezeichnet dieser talentlose Krächz-Fanatiker. Und zudem — welch ein unbeschreiblicher Gewinn! Ich konnte mich fortan wieder an der heiligen Morgenstille erfreuen, die meinen Lebensgeiern aufbaßt, die meinem Dasein neuen Impuls verleihen.

Der kleine Tröster.



„Aegere dich nicht, Tante!... Du siehst noch gar nicht so alt aus — besonders noch hinten.“

Protokoll. Hausfrau: „Es ist traurig, Anna, daß Sie gar keine Anhänglichkeit an Ihre Herrschaft zeigen!“

Unteroffizier: „Wenn ich mit diesem Gewehr auf hundert Meter hundert Schuß gegen eine Ziegelmauer gebe, so fällt sie nach dem fünfzigsten Schuß um!“

Maliziös. Frau: „Ich will mir zwei Haarflechten tauen, auch möchte ich mir neue Zähne machen lassen. Was meinst du dazu, Paul?“

Gerade recht. „Ich muß Ihnen aber sagen, daß meine Tochter ein ganz willenloses Geschöpf ist!“

Zweierlei Noten. Pianist (in einer Gesellschaft): „Nun, Herr Kommerzienrath, Sie sehen ja so abgepannt aus!“

Kommerzienrath: „Ja, mein Lieber, ich muß auch mehr arbeiten, wie Sie, denn Sie verdienen doch Ihre Geld Pflend!“

Pianist: „Da haben Sie recht, ich wünschte nur, daß ich Ihre Noten dazu hätte!“

Entschuldigt. Herr A.: „Sie, Herr Meier, Sie schlafen ja!“ Herr Meier: „Lassen Sie mich doch, der Schlaf ist mir eine Wohlthat.“

Herr A.: „Sie sind hier doch aber im Concert.“ Herr Meier: „Na ja, es ist doch aber ein Wohlthätigkeits-Concert!“

Der rechte Mann. Gefängnisdirektor: „Man wird Sie mit Anfertigung der Straßkasseler beschäftigen; Sie sind doch von Beruf Schneider?“

Sträfling: „Jawohl. Spezialität: Frad- und Smotinganzüge!“

Annungsvoll. „Nun heirathen Sie wohl bald, Fräulein Rubelmeier?“

„In diesem Jahre nicht; mein Bräutigam meint, es hätte ihn heuer so schon viel getroffen...“

Sein Vater. Bauer: „Aber ich finde mich gar nicht ähnlich!“

Maler: „Nun, ich kann ja noch einige dämliche Züge reinbringen!“